©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

Lappen, Fexen und Sonderlinge in Salzburg

Von Nora Watteck

Auf allen Gebieten hat unser Jahrhundert einen großen Wandel gebracht, so auch in der Einstellung Gesunder zu geistig Anormalen und zum Kretinismus. Durch eine große Anzahl von Anstalten wird viel besser als ehedem für Debile gesorgt, aber man hält sie tunlichst nicht mehr in der Familie, denn man will mit ihnen nicht konfrontiert werden. Die Geschädigten sollen auch im Straßenbild möglichst nicht aufscheinen.

Noch in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts gab es kein Dorf im Gebirge, kaum eine Rotte von wenigen Häusern, in denen man nicht einigen Lappen — wie sie hierzulande genannt werden — begegnete. Aber auch die mit mehreren Kröpfen beschwerten Bergbewohner sind durch das jodierte Salz in der Jetztzeit zu Seltenheit geworden. Ebenso trifft man kaum noch auf jene höchst sonderbar gekleideten Eigenbrötler, die Selbstgespräche führend stadtbekannte Erscheinungen waren. Mieterschutzwohnungen boten ihnen noch Obdach, aber undenkbar wäre ihre Aufnahme in eine Neubauwohnung, da ihnen alle Integrierungsfähigkeit fehlt. Das jetzige Straßenbild bietet zwar noch auffallende Gestalten, aber diese Gammler sind Massenerscheinungen im Vergleich zum echten Sonderling. Sie zeigen alle die gleiche Langhaarigkeit, und alle tragen die blaue Zwillichhose. Dadurch sind sie uniform und wirken nicht als Einzelgänger, von denen die Stadt Salzburg einst eine große Anzahl beheimatete.

Alte Votivbilder geben davon Zeugnis, daß man Irre in Ketten legte, um die im gemeinsamen Haushalt Lebenden vor ihnen zu schützen. Nur langsam bahnte sich die Vorstellung an, Geisteskranke seien nicht vom Teufel besessen und ihr Irresein nicht Strafe für Sünde und Laster. Erst Ende des 17. Jahrhunderts — bemerkenswerterweise zur Zeit der häufigsten Hexenprozesse — beginnen sich Stimmen zu regen, die in Geistesgestörten behandlungswürdige Kranke sehen.

Josef und Franz Metzger erwähnen in ihrer „Historia Salisburgensis" von 1692 die Heilmethoden der Mönche von St. Peter, darunter findet man den Hergang der Heilung eines Energumenen, also eines von Dämonen besessenen Gewalttäters. Weiters werden viele Heilungen von *Furiosi* und *Patientes mente capti* aufgezählt. Man entnimmt daraus, daß diese Krankheitsaustreibungen in aller Öffentlichkeit im großen Hof vorgenommen wurden.

Erst langsam rang sich die Vorstellung durch, daß auch der Arzt die Irren behandeln solle. So wirft der Salzburger Hofarzt Adam von Lebenwaldt 1682 die Frage auf, ob der Medicus gar nichts bei den vom „maleficium demoniacum" Befallenen zu tun habe? Er schreibt: „Freilich nämlich dann, wenn neben dem *maleficium* (Be-

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

sessenheit vom Teufel) auch die natürliche Krankheit dazu komme, gebühre ihm, solche zu kurieren! Er kann ein Mitigum geben, wenn der Teufel die Leute sehr gepeinigt und abgeschwächt hat, denn man könne nicht leugnen, daß *ex humore melancolico* das Hirnlicht oft verfinstert wird und der Mensch in Verdruß seines Lebens gerät. Da kann ein Medicus viel tun, *illuminando spiritus vitales,* dadurch das Herz und *cerebrum* tröstend." Adam von Lebenwaldt war Verfasser vieler medizinischer Schriften. Da das Stadtmuseum in Leoben im Besitz einiger solcher Druckwerke ist und der dortige Hauptaltar in der Stadtpfarrkirche groß das Wappen seines Erbauers, Erzbischof Max Gandolfs von Kuenburg trägt, eben jenes Regenten, der Lebenwaldt zum Hofarzt machte, sind Zusammenhänge festzustellen. Lebenwaldt veranlaßte auch, daß man das Blut von frischerlegten Steinböcken lange rühre, um es nicht gerinnen zu lassen, es dann im Ofen dörre und im trockenen Zustand an die Hofapotheke in Salzburg sende, wo es als kostbare und bei Melancholie heilsame Ingredienz zur Verfügung stehen solle.

Wie ein rechtloses Wesen wurde der Geisteskranke noch im vorigen Jahrhundert behandelt. So erzählte meine Urgroßmutter oft, daß es in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Salzburg bei den armen Bevölkerungsschichten, die sich einen Ausflug nicht leisten konnten, üblich war, Sonntag nachmittags nach Mülln zu spazieren, um im Narrenstöckl des Johannesspitals – das heute das Postamt beherbergt — die dort untergebrachten Narren zu beobachten und zu „tratzen", also sie zu reizen, nicht anders, wie dies vor Affenkäfigen geschieht. Wie überall mußte auch in Salzburg der Weg vom Irrengefängnis zum Krankenhaus für Nervenkranke zurückgelegt werden.

Über die Unterbringung der Geistesgestörten im Mittelalter hat man in Salzburg keine Nachricht. Im Diözesanarchiv fand sich darüber als erster Bericht folgendes: Im Dezember 1677 ordnete Erzbischof Max Gandolf Graf Kuenburg die Errichtung von 3 „Kötterln" beim Bruderhaus in der Linzer Gasse für „corrumpierte" Personen an. Ein Jahr später folgte ein Rundschreiben an alle größeren Orte des Landes, man solle „Kötterl" an alle schon bestehenden Siechen- und Bruderhäuser anbauen und über schon vorhandene Bericht geben. „Kotter" ist die alte Bezeichnung für einen käfigartigen Verschlag, „Kötterl" das Diminutiv. So hieß auch die vergitterte Nische im St.-Sebastians-Friedhof, in der Totenköpfe ausgestellt waren, „Totenkotter". Die Antworten auf das Rundschreiben ergeben eindeutig, daß man unter „corrumpierten" Personen nur Geistesgestörte verstand. Sie sprechen von unsinnigen Leuten oder von corrumpierten wilden Personen. 1678 war in Zell am See ein Kötterl zu ihrer Verwahrung vorhanden. In Tittmoning gab es 1678 drei Kötterl für unsinnige Leute. Nur Niedernsill berichtet, daß es für „Betrübte", also Melancholiker, schon zwei Kötterl gebe. Wie

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

aber wehren sich alle Orte, dieser Aufforderung nachzukommen, wegen der daraus für sie erwachsenden Kosten, die den Aufwand für die Siechenhäuser belasten könnten! Was das Bruderhaus in Salzburg betrifft, hat man hundert Jahre später Kenntnis von hohen Legaten zur Verbesserung der Lage der in hölzernen Verschlägen Eingesperrten. So hinterließ 1778 Augustin Paulus, der als Bruderhausverwalter selbst dieses stinkende Elend am besten kannte, 4000 fl. als „Fundus pro furiosis", und aus Anlaß des 1200jährigen Bestandes des Erzstiftes überwies der sonst so sparsame Erzbichof Colloredo 1782 dem Bruderhaus den Betrag von 4000 fl. als Fonds für Wahnwitzige und Tollsinnige. Dazu kam ein Legat des Domherrn Grafen Saurau von 3000 fl. und von der Landschaft 1000 fl. Die Summe bildete nun den Irrenhaus-Fonds.

Wegen Klagen über menschenunwürdige Verwahrung ließ Erzbischof Colloredo im Jahre 1783 für die Irrsinnigen einen Bau beim hinteren Trakt des Bruderhauses errichten, wobei die hölzernen Kotter wohl abgerissen wurden. Bald erwies sich auch dieses Gebäude als zu klein, so daß man 1807 den Kammerlohrhof in Mülln für die Irrenunterbringung erwarb, wozu Sigmund Haffner 15.000 fl. und die Hofapothekerswitwe Katharina Ruprecht 2000 fl. stifteten. Auch der Kaufmann Siegmund Triendl hat sich an den Spenden beteiligt. Die Übersiedlung verzögerte sich aber durch die Kriegsereignisse, sie erfolgte erst 1818 nach dem großen Brand der Neustadt, dem auch die ganze linke Zeile der Linzer Gasse samt Bruderhaus, Anbau und Sebastiansfriedhof zum Opfer fiel. 1825 erhielt der Irren-Fonds noch einmal ein Legat der Hofapothekerswitwe von 15.000 fl.

Bis 1843 war das Gebäude in Mülln eine reine Lokalanstalt für arme Irre der Stadt Salzburg. Ab 1859 wurde sie Landesanstalt, in der fünfzig Pfleglinge gehalten werden konnten. Der Platz wurde viel zu klein, so daß man 1867 mittellose Senile und Epileptiker ins Leprosenhaus und nach Schloß Schernberg im Pongau abschob, das zu diesem Zweck von Erzbischof Schwarzenberg 1846 angekauft worden war. Es hatte eine Kapazität von 70 Betten. Erst 1896, als der Platzmangel immer unerträglicher wurde und über 70 Petitionen von Landgemeinden eingebracht wurden, entschloß sich das Land Salzburg aus Anlaß des Regierungs-Jubiläums Kaiser Franz Josefs, eine neue Irrenanstalt in Lehen zu erbauen, die 1898 in Betrieb genommen wurde, aber alle paar Jahre vergrößert werden mußte.

Primar Dr. Schweighofer führt in einer Denkschrift von 1908 an, daß bis in die Mitte der achtziger Jahre mehr als die Hälfte der Kranken dauernd in Zellen eingesperrt waren und noch immer Ketten als Zwangsmittel verwendet wurden. Er erwähnt auch die dauernden Unstimmigkeiten mit den Landgemeinden, die pro Kranken eine Armentaxe von 30 Kreuzern an die Anstalt zu entrichten hatten, was für arme kleine Gemeinden wie Lessach und Pichl im Lungau

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

eine große Belastung bedeutete. Da mußte wegen eines Pfleglings die Gemeinde-Umlage um 55 Prozent erhöht werden, während die Umlagesteigerung bei großen Gemeinden wie Zell oder Bischofshofen nur ½ bis 2 Prozent betrug. So kam es, daß nur gemeingefährliche Kranke abgegeben wurden und man sie nach kaum erfolgter Besserung wieder abholte, um sie als Einleger in der Gemeinde herumzureichen, was neben der Verköstigung auch eine Beaufsichtigung von seiten der Obdachgewährenden verlangte.

Diese „Anlieger" — oder auf hochdeutsch Einleger — waren zumindest Kretins, die sich nicht selbst erhalten konnten. Es gab keine Anstalten für sie, und da sie oft keine Erhalter hatten, fehlte ihnen eine Heimstatt. So mußten sie in ihrer Gemeinde von Hof zu Hof ziehen und oft von Woche zu Woche ihren Aufenthalt wechseln, wobei sie überall als unnütze Esser mit unwirschen Worten empfangen wurden und der Jugend ein Ziel des Spottes waren. Noch Lorenz Hübner erwähnt Ende des 18. Jahrhunderts unter den im Gebirge üblichen Ausdrücken ein „Naritzen", im Sinn von reizen und tratzen. Auch das noch übliche „Zum Narrenhalten" geht auf diese Wurzel zurück.

Für die Narrenverspottung hat man in Hellbrunn ein steinernes Beispiel aus den Jahren nach 1615. In der Kunsttopographie ist die Gruppe, welche oberhalb der Orpheus-Grotte stand, folgendermaßen beschrieben: „Oberhalb des ovalen Weihers liegt ein kleiner Platz, zu dem zwei Wege hinaufführen. In der Mitte stand eine Narrenstatue, die erst 1901 vor das Fasanhaus versetzt wurde. An den Seiten zwei kniende Knaben mit aufgerissenen Mäulern, die noch 1792 von Hübner beschrieben wurden, jetzt aber verschwunden sind. Ein tiefer unten stehender Knabe, der mit Balester auf den Narren zielte, war schon 1792 zertrümmert. Es ist bedauerlich, daß die alte Original-Anlage aufgelassen und die Figuren zerstreut wurden." Es gelang mir Anfang der fünfziger Jahre, die Gruppe wieder zusammenzubringen, natürlich ohne den zertrümmerten Balesterschützen. Einer der beiden dem Narren die Zunge zeigenden Knaben war in den Park der „Stölzl-Villa" nach Maxglan geraten. Noch bevor das ganze Areal an die Stadtgemeinde kam, wurde die Statue eines knienden Knaben von damals, bereits unbekannter Herkunft, der sich mit beiden Händen das Maul aufreißt, einem Antiquar in Salzburg verkauft, der sie in einem Lagerraum stellte. Als ich 1949 das Haus am Mönchsberg erwarb, kaufte ich die steinerne Figur für den Garten. Stilistisch ordnete ich sie in die Reihe der Hellbrunner Plastiken ein, weshalb ich deren alte Beschreibungen durchlas und sie auch alsbald erwähnt fand. Der fehlende zweite Knabe war wohl jener, der in einem offenen Stallvorbau in Anif eingemauert war und, wie sich dann herausstellte, vorher im Garten von Schloß Montfort bei Hellbrunn gestanden hatte. Dieses durch die dort einfahrenden Ackerwägen arg

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

beschädigte Gegenstück war nun auch gefunden. Und so fühlte ich mich moralisch verpflichtet, die Stadtgemeinde darauf aufmerksam zu machen, daß diese Gruppe nun wieder zusammengeführt werden könne. Die drei Figuren sind jetzt wieder in Hellbrunn aufgestellt, leider nicht isoliert unter Bäumen wie ehedem, sondern etwas zu dicht in der Reihe der anderen Plastiken, nahe dem Schloß *(Abb. 1)*.

Im Park Hellbrunn steht auch die älteste Darstellung eines Einzelgängers im Land Salzburg, der sogenannte „Forstteufel". Er soll im Jahre 1531 am Haunsberg eingefangen worden sein, also in der Regierungszeit des Kardinals Matthäus Lang. Der Wilde zog das Verhungern dem Leben unter Menschen vor. Die Inschrift erzählt, daß er nichts mehr aß noch trank, „man möchte ihn so lieblich locken oder Gewalt antuen". Der seiner Waldeinsamkeit Entrissene ist an Entkräftung gestorben *(Abb. 2)*.

Um wieder auf die armen verspotteten Einlieger zurückzukommen, muß man erwähnen, daß sie sich oft einen ganzen Winter oder Sommer in einem Anwesen aufhalten konnten, denn die Dauer wurde nach der finanziellen Kraft des bäuerlichen Besitzes berechnet. So fand z. B. im Gerichtsbezirk Werfen jährlich am 6. Juli die Bettlerumlage statt. Da erschienen die Rottmänner mit ihren Bedürftigen, stellten sie der Obrigkeit vor und fragten sie, ob sie von ihren Bauern Nahrung und Pflege richtig erhalten hätten. Die Rottmänner erkundigten sich dann bei den Bauern, ob sie gegen ihre Einleger Klage zu führen hätten. Das wurde untersucht und rechtlich darüber verfügt. Dann wurden die Einleger anderen Höfen zugeteilt und neue Fälle ins Verzeichnis aufgenommen. Kinder und Greise, die sonst keine anderen Gebrechen hatten, wurden als leichte Fälle eingestuft. Kranke und Blödsinnige wurden als schwere Fälle bezeichnet und zwei bis drei leichten gleichgesetzt. Nicht selten kam es aber vor, daß ein Bauer seinen Einleger als krank zu Hause ließ, wenn er zur Arbeit zu gebrauchen war, weil er ihn nicht austauschen wollte und sich dazu noch einen Beitrag aus der Almosenkasse des Gerichts erwartete.

Das Lager dieser „Anlieger" war meist eine Strohschütte im Stall. Am Tisch des Bauern fanden sie kaum Platz, denn dort saß vom Knecht und der Dirn bis zum „Hiatabuam" alles streng dem Rang nach. Im Sommer bekamen die Einleger meist ihren Napf im Vorhaus hingestellt oder sie saßen abseits von den anderen auf der Bank. In der Regel eigneten sie sich nur zum Tragen des Holzes in die Stube oder zum Aufschlichten des gehackten Holzes. Im Winter waren sie unförmig dick angezogen, da sie alle die alten geschenkten Kleidungsstücke übereinander anlegten *(Abb. 3)*.

Als Kinder sahen sie alt aus, aber als Greise infantil. Trotz ihrer Häufigkeit war es doch stets wie das Hereinbrechen eines fremden Lebewesens, wenn man am Land in der Stube saß, die Bäuerin am Herd hantierte und sich draußen schwere Schritte näherten, die Stu-

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

bentür mit Gepolter aufgestoßen wurde und dann ein kraxentragender „Lapp" hereinkam. Abgesehen von ihrer Bekleidung und dem uralten Hut genügte ein Blick auf die meist mongoloiden Gesichtszüge und die gelbe tiefgefurchte Haut. Ihre unartikulierten Laute oder die überaus schwerfällige Ausdrucksweise riefen sofort vielschichtige Vorstellungen über ihre Entstehung hervor. Hinter diesen Lappen sieht man die mit Vogelbeerbäumen gesäumten Wege unserer Gebirgsgaue, deren Beeren alle zu Schnaps gebrannt werden, und die damals noch seit undenklichen Zeiten stationäre Bevölkerung in den engen Gebirgstälern mit ihrer Inzucht. Die Kargheit des Bodens, der kaum eine große Familie ernährt, bestimmt die weichenden Geschwister zu Dienstboten und zur Ehelosigkeit — was nicht immer Kinderlosigkeit bedeutet. Beim „Gasslgehen", dem Fensterln, wurden nie Fragen nach blutmäßiger Abstammung gestellt, wie sie vor einem Trauungsaufgebot Vorschrift sind. Eine weitere Ursache war auch die Protestanten-Auswanderung im Jahre 1732 aus dem Pongau und Pinzgau. Unter den wenigen Verbliebenen hat sich die Inzucht noch verstärkt.

Eine andere Ursache konnten auch die groben Hände der Hebamme sein, die zu Schädelverletzungen mit dauernden Folgen führten. Wie oft geschah es auch, daß man dem Kind einen Schnuller gab, der aus in Schnaps getränktem vorgekautem Brot bestand. Auch die Eintönigkeit der Ernährung trug Schuld, die fetttriefendes „Mues" gab, aber fast frei von Obst und Gemüse war. Dazu der Jodmangel! Dies alles ist nun viel besser geworden, wodurch der Prozentsatz der Debilen entscheidend zurückging.

Die früheste Erwähnung einer Schwachsinnigen ist wohl im Stiftsbrief der Ursula Peningerin von 1552 zu finden. Diese Gewerkensfrau stiftete eine Kapelle zu „Unserer Lieben Frau im Elend" oberhalb von Embach, weil man an dieser Stelle ihr schwachsinniges Töchterlein nach Tagen der Suche wiederfand. Es war beim Beerensuchen verlorengegangen.

Vom Anfang des 18. Jahrhunderts hat man in Salzburg die Reihe der Zwerglfiguren, die zwar auf die Stichreihe „Il Calotto risuscitato" zurückgeht, aber doch durch eine sehr bodenständige weibliche Figur mit Kropf bereichert wurde. Die zwei „Pallone" spielenden Zwerge könnten stadtbekannte Erscheinungen oder Typen wie die übrigen Zwerge gewesen sein. Für die jetzt abgekommene Bezeichnung „weltunläufig" sei das Ansuchen der Kristallschleiferswitwe Mitterhuber vom Jahre 1751 angeführt, die um die Aufnahme ihrer in der Welt hilflosen Tochter ins Bruderhaus ansucht. In einem Stadtratsprotokoll von 1759 findet man folgende Erwähnung der „Narischen Bündnerin" Maria Moser: „daß sie die Leute erschrecke, sie sei nicht ehrbar gekleidet und bisweilen nicht gebührend bedeckt. Man möge sie im Bruderhaus in den Kotter stecken."

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

Von Erzbischof Sigismund von Schrattenbach, der von 1753 bis 1771 regierte, sagte das Volk den folgenden Spruch: „D' Kinder, d' Narren und d' Hund liebt unser Sigismund." Ihre Gebärden und Aussprüche erheiterten ihn, und selten entließ er sie, ohne sie zu beschenken. Der Sohn eines Zinngießers in der Goldgasse, genannt „Zinngießer Irgl", scheint ihn am besten unterhalten zu haben, denn er bekam eine laufende Unterstützung. Wenn er dem Erzbischof bei Hof seine Aufwartung machte, schmückte er sich mit dem nachgemachten Rupertusorden am roten Band. So eine Audienz müßte für uns heute kulturgeschichtlich von größtem Interesse sein.

Einige Namen der damals stadtbekannten Kretins sollen angeführt werden. So hieß einer „Bockstarrer Heiter", ein anderer der „Gakalari aus Mülln", zwei Brüder nannte man „Topfennudel" und „Leberknödel". Wenn man sie ansprach, antworteten sie immer nur: „Galgenschlankl, Galgenschlankl" — weiters das „Pfeifenweibl" etc.

Die Figur des „Hanswurst" mit seinen Aussprüchen, derben Scherzen und „Lazzi" wird von mehreren Autoren auf den Aufenthalt des Schauspielers Stranitzky im Lungau zurückgeführt, dem Gau, der auch einen hohen Prozentsatz von Debilen aller Grade hatte. Auch Stranitzkys Nachfolger, der bekannte „Hanswurst" Praehauser (dem Namen nach wahrscheinlich ein Halleiner), dürfte sich aus dieser Quelle, nämlich den Sprüchen und Streichen der dortigen Lappen, seine erheiternden Hanswurstiaden geholt haben. Zum Unterschied von seinem geschmeidigeren Gegenstück, dem Harlekin in der „Commedia dell'arte", tritt der Hanswurst in der Tracht eines Salzburger Landmannes auf.

Daß die närrischen Einfälle der Lappen oft auch Anstoß erregen mußten, zeigt ein Konsistorial-Dekret vom Mai 1785, das Erzbischof Colloredo verlautbaren ließ. Darin wurde die Abschaffung der Bruderschaftskapuzen und das Verbot der bezahlten Teilnahme von „Fexen" an Prozessionen ausgesprochen. Da heißt es: „Diese machen sich zur nicht geringen Ärgernis des Publikums lächerlich und wirken herabwürdigend, so daß sich wirkliche Bruderschaftsmitglieder schämen, mit ihrer Fahne zugegen zu sein, weil diese Mietlinge Einfältige sind. Diese sogenannten Lappen oder Halbfexen dann bei den Prozessionen in vielfärbigen Kutten auf offener Gasse durcheinander laufen, sich über- und durchdringen. Diese Art von Halbmenschen, die Mitleid erwecken, entstalten (Verminderung des Erscheinungsbildes) sich noch mehr durch das Aufsetzen von Kopfhauben oder Kapuzen. Und in dieser Verkleidung stellen sie sich als Mitglieder der Bruderschaft öffentlich dem Gelächter und Gespött zur Schau. Von nun an sind bei allen Prozessionen und Begräbnissen die Kopfhauben und Kapuzen abgeschafft und niemand gebe den Lappen und Fexen eine Rute zum Anlegen, noch dürfen sich Bruderschaftsmitglieder durch Mietlinge für geringes Entgelt von ein paar Kreuzern

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

vertreten lassen." Vielleicht gibt es deshalb ein Urteil über die Salzburger, das sagt, sie seien mehr kirchlich schaulustig als fromm.

In diesem Dekret wird die Bezeichnung „Lappen" und „Fexen" nebeneinander gestellt, was wohl einen gewissen Unterschied bedeuten soll. Sicher war die Bezeichnung „Fex" nur in der Stadt, aber nicht auf dem Land üblich. Die Etymologie des Wortes „Fex" ist schwer zu erklären, um so mehr als diese Bezeichnung in Salzburg erst im 18. Jahrhundert auftaucht. Faex oder Fex hat die Bedeutung von Bodensatz, Hefe, auch im Sinn von niedrigster Volksklasse. Das Wort lebt noch in der Bezeichnung „Bergfex", „Modefex", „mach keine Faxen", feixen und Vexierspiegel, also einen Spiegel, der die Dinge verzerrt widergibt. Das Wort Fex ist auch in einer Briefstelle überliefert, die Mozart in scherzhaftem Zorn an sein Augsburger Bäsle schreibt, weil sie ihm kein Bild von sich geschickt hatte. Das Donnerwetter endet mit dem Ausruf der Verwünschung: „. . . Narren, Dalken und Fexen!" Nicht scherzhaft gebrauchte es Erzbischof Colloredo anläßlich des Hinauswurfes Mozarts aus seinen Diensten, der von den Worten „Lump, Lausbub und er Fex" begleitet war.

Die bekannten Fexen der damaligen Zeit wurden sogar gemalt. Das Haus der Natur besitzt ein Ölbild vom Maler Wurzer. Es trägt die Inschrift: „Bekannte schwach- und irrsinnige Gestalten der Stadt Salzburg um das Jahr 1800 *(Farbtafel, Abb. 4)*. Wenn man im Bild die Stube betrachtet, die mit acht wohlgruppierten Fexen bevölkert ist, erkennt man zwei Hinweise auf den Geisteszustand der Inwohner. Auf dem Ofen stehen streitende Zwerge, und im Fenster hängt ein Käfig mit einem Gimpel. Dieser Ausblick auf die Stadt Salzburg bietet sich nur von den oberen Stockwerken der Steingasse. Vielleicht war es das Zimmer des Malers Wurzer, denn man sieht an der Wand das Bild eines Malers vor der Staffelei. Von einem Heim für Lappen-Betreuung in diesem Gebiet ist nichts bekannt. Vielleicht holte sich Wurzer die Lappen einzeln in sein Atelier, um sie zu konterfeien. Da er unter jede Figur den Namen setzte und sich im Museum C. A. ein Manuskript befindet, das sie kurz erwähnt, sind wir etwas über die Dargestellten unterrichtet. Ein Johann Egger schrieb 1852 seine Jugenderinnerungen nieder, die in die letzten Jahre der Regierungszeit Colloredos reichen. Darin führt er die damals höchsten Beamten wie Kleimayern, Kürsinger, Baron Moll und Graf Zeil an. Ihnen folgt die Aufzählung der Salzburger Gelehrten mit Corbinian Gärtner, Hübner, Spaur, Boenicke, Schelle, Vierthaler und Zauner. Merkwürdigerweise übergeht er dann vollständig den Mittelstand mit seinen bedeutenden Handelsfaktoren, um gleich nach den Gelehrten die bekanntesten Stadtfexen aufzuzählen.

Ganz links befindet sich der „Hundshansei" oder „Damischer Hansl", der immerhin eine gewisse Tätigkeit ausübte. Er stahl Hunde, richtete sie ab und verkaufte sie dann. Als zweiten sehen wir den

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

„lebenden Kalender", seines Namens Bechtold, der alle Heiligennamen des Jahres nach ihrer Reihenfolge hersagen und sie auch einzeln mit ihrem Monatstag nennen konnte — aber offenbar nichts anderes. Der blödsinnige „Zezi-Sigerl" war ein außerehelicher Sohn des Johann Bernhard Zezi, Seiden- und Wollwarenhändler, auch Besitzer einer Galanteriewarenhandlung am Alten Markt. Zwischen den Daten 1779, als jener „Sigerl" als Folge einer außerehelichen Verbindung auf die Welt kam, und einem Jahr früher, als der Handelsmann auf jedes väterliche Erbe verzichtete und seiner Frau das Galanteriegeschäft übergab, scheint in dieser Familie der Haussegen sehr schief gehangen zu haben. Im letzten Regierungsjahr Colloredos wird Johann Bernhard Zezi aber Sekretär für Etikettesachen und Zeremonienmeister. Sein debiler Sohn kleidete sich bis zu seinem Tode 1819 immer noch in der Manier des 18. Jahrhunderts, vielleicht als eine Deviation seines etikettebeflissenen Vaters. Aber auch der neben ihm stehende „Kohlebaptist" dürfte nicht von der Vergangenheit losgekommen sein, denn er trägt noch Perücke und Degen. Sein Vater war Kohlenträger in der Residenz. Über den „Fürsten von Maxglan" konnte nichts in Erfahrung gebracht werden. Der nächste ist von zwergenhaftem Wuchs, mit Wasserkopf und mehreren Kröpfen. Er wird am Bild als „Leprosenhaus Fex" bezeichnet und ist der Bruder des „Hundshansei". Ebenfalls mit überdimensionalen Kröpfen ist der „Haha" oder Maierwieser behaftet gewesen, ein Maxglaner Fex.

Am meisten weiß man über den rechts im Vordergrund stehenden „Moosthadädl" aus Leopoldskron, von dem es noch mehrere Abbildungen gibt. Obwohl sehr grob beim Antworten, war er doch sehr beliebt, weil er die Leute unterhielt. Bald bildete er sich ein, ein Pestpfarrer zu sein und leierte Predigten schnellstens herunter, bald glaubte er andere Berufe auszuüben, wie den eines Geometers. Meist behängte er sich mit Orden und trug Uniformstücke. Unter anderem erzählte man sich, daß der bayerische Exkönig Ludwig von Schloß Leopoldskron aus oft weite Spaziergänge unternahm. Da traf er einmal wieder den Moosthadädl in der Moosstraße, höchst wichtig den Boden vermessend. Als der König nach Stunden zurückkam, fand er ihn noch immer an derselben Stelle messend vor, worauf Ludwig stehenblieb und dem ihm gutbekannten Kretin sagte: „Thadädl, bist a a Tepp?" Worauf ihm dieser prompt zum Entsetzen der Suite antwortete: „I a Tepp und du a a Tepp." Er starb 1862 *(Abb. 5)*.

Im Haus der Natur ist ein präparierter (ausgestopfter) Voll-Kretin zu sehen. Salzburgs Ärzte wollten ihn im Lehrkabinett des St.-Johannes-Spitals der Nachwelt erhalten. Er wird jetzt als „Moos Thadädl" bezeichnet, vielleicht nur in Anlehnung an diese bekannte Erscheinung eines Halbkretins. Gesichtsausdruck und Statur widersprechen dem aber bei einem Vergleich mit den Abbildungen des

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

Lebenden. Erst in unserem Jahrhundert wurde das hochinteressante alte medizinische Kabinett im St.-Johannes-Spital wegen Platzmangels aufgelassen. Die Präparate wurden als veraltet ausgeschieden und teilweise vernichtet. Ein Teil gelangte als Spende in das Haus der Natur *(Abb. 6)*.

Mehrere andere Fexen sind nur dem Namen nach überliefert. Egger erwähnt aber besonders noch den „Herrn Baron von Rothwang", von dem er schreibt, daß er ein eigenes Heft verdienen würde, weil er allen Fexen die Krone aufsetze. Von ihm wurde eine Legion Streiche erzählt. Leider wurden sie nicht festgehalten. Die Stadt Salzburg ist dadurch um die Geschichten eines Salzburger Till Eulenspiegels gebracht worden.

Auffallend ist, wie viele dieser Debilen Söhne wohlhabender Bürger waren. So gab es einen „Christlmayer Fex", den „Azwanger Raimundl", gestorben 1811, den vorher erwähnten „Zezi Sigerl" und den „Hochmuth Toni", einen Apothekerssohn aus der Getreidegasse, so daß man beinahe für jedes zweite Haus in der Getreidegasse so einen Mißwachs kennt. Jener Anton Hochmuth war zwar eher ein Original, er wäre aber nie zur Führung der väterlichen Apotheke fähig gewesen, ebensowenig wie sein Vater und der Bruder seines Vaters, die unter Kuratel standen. Immerhin heißt eine Straße in der Riedenburg nach ihm, denn er vermachte sein Vermögen als Stiftungskapital der Stadt Salzburg, um jährlich zwei männlichen und zwei weiblichen unbemittelten Salzburgern eine Verehelichung zu ermöglichen. Ein nervöses Zucken schüttelte diesen Mann, der höchst ungepflegt in schmutzigen Kleidern herumlief. Nach seinem Tod fand man aber in der total verwahrlosten Wohnung eine große Anzahl der schönsten Westen und Anzüge, die nie getragen in den Schubladen gespeichert waren. Beim Suchen in seinem Nachlaß fiel ein Hut herunter, es klang metallisch, und man fand in 89 Säckchen 9760 Gulden, viele goldene Münzen und wertvolle Ringe. Oberlandesgerichtsrat Roll, der große Numismatiker Salzburgs, erzählte mir vor Jahren, daß man ihnen als Kinder, wenn sie Gesichter schnitten, sagte: „Hörts auf, sonst geht's euch wie dem Hochmuth Toni!", der auf der Straße unaufhörlich Grimassen schnitt. Er war der Bruder der Ururgroßmutter der Schreiberin dieses Aufsatzes.

Die letzte der Freiherren von Rehlingen, jener Familie, die jahrhundertelang die höchsten Beamtenstellen im Erzstift innehatte — es gab fast kein Schloß im Lande, das nicht eine Zeitlang ihnen gehörte —, soll von verkümmerter Gestalt gewesen sein. Die Inzucht im 16. Jahrhundert unter den Salzburger Adelsgeschlechtern, wie den Nußdorfern, Haunspergern, Wispeck, von Alben etc. war erschreckend groß. Übrigens hat sogar Goethe von den Salzburger Lappen gehört. In einem Gespräch um 1810 erwähnt er, daß man die Salzburger Fexen in „revierige" und „unrevierige" einteile, welch letztere

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

nicht einmal aus dem Hause kommen könnten. Er sprach von kielkröpfigen Zwergen und Hexenfexen!

In der Zeit um 1815, als Salzburg als Reiseland entdeckt wurde, schreibt der Königsberger Arzt Dr. Friedländer entsetzt, „daß hier im Salzburger Land, wo die Natur so schön und gewaltsam das Wort Gottes predigt, auch der tiefste Abgrund der Verderbnis stattfinden könne. Hier, wo die Natur sonst in aller Frische und Gesundheit erscheint, kommen jene verwahrlosten, dumpfsinnigen Geschöpfe auf, die unter den Namen Kretinen oder Fexen mit ihren Kröpfen und tierisch rohen Zügen den Wanderer erschrecken".

Nun begannen die Ärzte, dieses Phänomen des zu hohen Prozentsatzes an solchen Geschöpfen im Land zu studieren. 1804 fordern Schallhammer und der kurfürstliche Medizinalrat Dr. Hartenkeil im Bezirk Tamsweg ein Kretinenverzeichnis an. Aus den Gebirgsgauen waren alarmierende Berichte gekommen. So meldet man im Jahre 1802 aus Hofgastein, daß von den in zehn Jahren geborenen Kindern, nur 167 an der Zahl, 88 an den Fraisen starben!

Von Hüttschlag meldete der Vikar 1803, daß die Kinderfraisen in seinem Bezirk wütender seien als andernorts, so wie dort ungleich mehr Kretinen, Fexen und Halbfexen zu finden seien als in anderen Gegenden. Er frage beim Anblick solcher armseliger Geschöpfe nach der Ursache, habe aber immer die gleiche Antwort erhalten, nämlich daß der arme Mensch als Kind lange und viel Fraisen gehabt habe. Er habe beobachtet, daß diese Gegend viel ärmer sei und die Leute härter arbeiten und daher ihr Kind oft den ganzen Tag allein lassen müßten, auch viel mehr Unreinlichkeit als an anderen Orten herrsche. Sie schlügen ihren ausgehungerten Magen auf einmal mit ihrer schrecklich groben Kost von Gerste voll. Die Armut mache, daß die Mütter in hoher Schwangerschaft alle harten Arbeiten tun müßten und hier alles „in der Steile" gearbeitet werden müsse, so daß man höre: „Das Kind hat die Fraisen mit auf die Welt gebracht." Dieses hohe, winterliche Tal nähre seine Einwohner zu karg. Warum sollte das Weib nicht alle Arbeit tun, wenn doch der Mann mit Lebensgefahr das Bergheu herunterbringen müsse, damit eine Kindsmilch im Hause sei.

Die Fragen im Kretinenverzeichnis waren von Dr. Hartenkeil, Vorstand des Ärztekollegiums in Salzburg, aufgesetzt worden. Der Halleiner Karl Maffei — dieser Familie gehörte das Schloß Haunsperg bei Hallein — schreibt seine Dissertation „De Fexismo, specie cretinismi". Dr. Franz Valentin Zillner *(Abb. 7)*, der Vater der Landeskunde, machte mit Dr. Wallmann eine Fußwanderung durch den Lungau und Pongau. Sie schrieben 1863 darüber folgendes: „Kaum ein Winkel im Lungau ist frei von Schwach- und Blödsinnigen. Die meisten findet man in Ramingstein, Tamsweg und Seetal." Weiters erwähnen sie: „Es ist eine konstante Tatsache, daß um St. Johann im Pongau die meisten Kretinen im Land vorkommen." Dr. Zillner ver-

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

faßte auch Studien über die größere Häufigkeit von Irrsinnsfällen bei Frauen im Land Salzburg, die er statistisch in Zusammenhang mit Jahren geringerer Eheschließungsquoten bringt, die wieder mit denen eines geringeren Sozialeinkommens zusammenfallen. Er kommt zum Ergebnis, daß in den Folgejahren niedrigerer Heiratsquoten von „je hundert von der vierzigjährigen Mittelzahl der Ehebünde ausgeschlossen gebliebenen Frauenspersonen 27 in dem Alter zwanzig bis fünfzig Jahre im Folgejahrzehnt der Irrenanstalt zuwuchsen".

Am 3. Dezember 1864 schreibt die „Salzburger Zeitung" über die Zahl der Kretins in Österreich: „Die meisten sind in Kärnten, an zweiter Stelle kommt Salzburg mit 1136 Menschen dieser Art, das ist ein Cretin auf 129 Einwohner. Der höchste Landesprozentsatz ist in St. Johann und Blühnbach, dort kommt ein Cretin auf hundert Einwohner!" — Über die Pfarrwerfner gibt es den Spruch, daß sie sich einen Zaun um den Ort aufgerichtet haben, damit ihnen kein Todl auskomme. Und den „Zuagroasten", besonders den nach Salzburg versetzten Beamten, erzählte man mit Schadenfreude folgenden Spruch: „Im ersten Jahr wird man in Salzburg ein Tepp, im zweiten ein Fex und im dritten Jahr — ein Salzburger." 1892 schreibt Petzolt in der Landeskunde über den Schütthof in der Gönikau folgendes: „Die ersten Personen, welche mir in dem Dorfe Schweighof begegneten, ließen mich sofort den Grund erkennen, warum dieser Ort im Volksmund ‚Lappendörfl' heißt."

Die Fürsorge für diese Geschöpfe kann hier leider nur kurz erwähnt werden. Das Leprosenhaus wurde unter Erzbischof Wolf Dietrich als Ersatz für das alte Domspital erbaut, das dem „Neugebäude" weichen mußte. Ursprünglich nur für die Unterbringung von Sondersiechen und Unheilbaren gedacht, mußte es schon im 18. Jahrhundert auch „Todln" und „Lappen" aufnehmen. Noch 1898 waren nur sechs Schwestern zur Pflege von 50 Kranken eingesetzt. 1846 kaufte Erzbischof Fürst Schwarzenberg Schloß Schernberg zur Unterbringung von ca. 70 „Defizienten" wegen arger Überfüllung der Salzburger Anstalten. Als Pflegepersonal sind dort die Barmherzigen Schwestern tätig gewesen. In der Landesheilanstalt waren seit 1856 die Vinzentinerinnen, also auch die Barmherzigen Schwestern, eingesetzt, da das weltliche Personal meist schon nach wenigen Monaten diesen Beruf aufgab, besonders aber knapp vor Sommerzeit kündigte.

1905 vermachte Pfarrer Konrad Seydl, geboren 1831 in Tschötsch bei Brixen, sein Haus in Eugendorf dem Salzburger Landesausschuß mit der Bedingung, es als Pflegeheim für Idioten zu benützen. Seit seiner Jugend hatte er das furchtbare Los dieser verspotteten Einleger beobachtet. Sein bescheidenes Vermögen vermachte er zur Haltung von vier Freiplätzen *(Abb. 8)*. Jetzt werden 36 Kinder in dem nach ihm benannten „Konradinum" von zehn weltlichen und drei Barmherzigen Schwestern gepflegt, denn der Nachwuchs bei den

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

geistlichen Schwestern versickerte. Die debilen Kinder werden dort bis zu ihrem 15. Lebensjahr behalten und kommen dann in andere Anstalten. Jeden Tag werden drei Stunden benötigt (von ½4 bis ½7 Uhr abends), um die Kinder ordentlich ins Bett zu bringen. Unter anderem müssen alle wie Säuglinge gewickelt und dann in Sackerln gesteckt werden, damit sie nicht in der Nacht unaufhörlich aus ihren Gitterbetten kraxeln. Regierungsrat Kuno Brandauer, der noch vor dem Ersten Weltkrieg die finanzielle Aufsicht über diese erste Landesanstalt für debile Kinder führte, weiß beredt von den dortigen, heute unvorstellbaren Schwierigkeiten zu erzählen. Aber die nie versiegende Geduld und Liebe der jahrzehntelangen Vorsteherin Schwester Emmerentia Watzinger mit ihren zwei Mitschwestern nahm alles hin. Es gab kein Bad, keine Waschmaschine, die gefährlichen Petroleumlampen, die die Kinder magisch anzogen, mußten unaufhörlich vor dem Zerschlagen bewahrt werden. Wurden im Garten Gemüsepflanzen eingesetzt und dann die Kinder in die frische Luft geführt, so stürzten sie sich stets auf die Beete. Sie rissen alles wieder aus und zertrampelten die Erde. Auch gab es keine Beruhigungspillen, so daß die drei Schwestern ständig bei der Nachtwache abwechseln mußten. Die Mittel der Stiftung waren so beschränkt, daß man nur ausnahmsweise und stillschweigend den Ankauf einer Schiefertafel und von Griffeln bewilligte, um dem Wunsche von Sr. Emmerentia zu willfahren, die inständigst für ein sechsjähriges, nicht schulfähiges Büblein bat, dem sie tatsächlich zu ihrer größten Freude dann das Schreiben von Ziffern und Buchstaben beibrachte. Das Konradinum ist jetzt in einem Neubau untergebracht, mit einem gedeckten Wandelgang.

Die größte Heimstätte für gehirngeschädigte Kinder schuf die Diözesan-Caritas in St. Anton im Unterpinzgau. Eine Umfrage im Jahre 1921 ergab, daß sich im Land 700 schwachsinnige Kinder im schulpflichtigen Alter befänden. Prälat Fiala erwirkte deshalb den Ankauf des Traunergutes. Nach einigen Jahren ermöglichte eine große Spende des Papstes den Ankauf dreier weiterer Höfe. Die Anstalt konnte dadurch auf ihre heutige Größe gebracht werden. 120 geistig Behinderte halten sich dort auf und besuchen zehn Klassen der Sonderschule. Bis zu 90 Prozent verlassen die Ausbildung als verwendbar und nicht mehr hilflos. Gepflegt werden sie von 25 Schulschwestern, den sogenannten Vöcklabruckerinnen. Hier soll eine heitere Begebenheit kurz erwähnt werden, die sich in St. Anton vor einigen Jahren zugetragen hat. Auch Kanonikus Lahnsteiner bringt sie in seinem Buch „Unter-Pinzgau".

Bekanntermaßen gibt es außer den üblichen Blitzen auch die so seltenen und überaus gefährlichen Kugelblitze, die große Zerstörungen anrichten, wenn sie mit lautem Knall explodieren. Dies geschieht, wenn sie auf ein Hindernis stoßen. Eisen zieht sie besonders an; darum werfen Bergsteiger bei einem Gewitter ihre Eispickel fort. Fol-

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

genden Vorfall erzählte ein Pinzgauer Bauer in unnachahmlich heiterer Weise: Ein Gewitter entlud sich über St. Anton. Alle Pfleglinge und Schwestern saßen ängstlich um den großen Tisch in der Stube, deren Tür aber zum Hausflur geöffnet war. Da auch die Haustür offen stand, konnte folgendes geschehen: Plötzlich erschien in der Stube eine grünphosphoriszierende große Kugel. Knisternd schwebte sie über den Stubenboden dahin. Schreckgebannt sah alles auf sie hin. Da stand einer der läppischen Buben in Unkenntnis der furchtbaren Gefahr auf, ging auf diese geballte Elektrizität zu, machte die zweite Tür auf und sagte: „Da geh aussi, Du Teifi Du!" Sie gehorchte und entschwand durch den entstandenen Luftzug beim Haustor.

Auch das staatlich geführte Schloß Oberrain bei Unken dient der bestmöglichen Erziehung zur Einordnung in einfache Arbeitsvorgänge. Diese Minderbegabten sind nun umsorgt und nicht mehr andauernd dem Spott wie in vergangenen Zeiten ausgesetzt. Sie alle konnten das Pfeifen nicht vertragen. Sonst im allgemeinen gutmütig, gerieten sie dadurch in Wut. Gassenbuben, aber auch Erwachsene nützten das weidlich aus, um für einen Kreuzer Almosen ihr Spektakel zu haben. So hatte Drechslermeister Haller in der Linzer Gasse zehn Kinder. Nur die drei ältesten waren normal. Sieben andere waren klein, verkrüppelt und hatten Wasserköpfe, der Jüngste war auch noch taubstumm. Er stand stets am Zellereck (Platzl) und sammelte Tabakstummeln. Er war gutmütig, konnte aber furchtbar werden, wenn man ihn hänselte. Vor allem vertrug er wie auch das „Pfeifenweibl" das Pfeifen nicht.

Zum Abschluß sei noch einiger Originale und auffallender Erscheinungen im Straßenbild gedacht. Diese waren nicht durch Mißwuchs oder Kretinismus gezeichnet, sondern wichen nur etwas im Aussehen und in ihrem Verhalten von der Norm ab. Das zeigte sich meist in der Kleidung, besonders aber im Morphologischen — also an den Bewegungen und am Gang. In Salzburg gab es viele. Ob mehr als in anderen Städten ist nicht mehr feststellbar. War doch z. B. Paris dafür bekannt, im Straßenbild eine sehr hohe Anzahl solch auffallender Erscheinungen zu bieten. Jedenfalls wird man hier jetzt kaum noch welche finden, oder sie gehen in der Masse der Gammler unter.

Durch Zeitungsartikel von Baumeister Josef Eder, einem geborenen Budweiser, im Salzburger Volksblatt sind wir aber gut über die bekanntesten sonderbaren Erscheinungen in Salzburg am Ende des vorigen Jahrhunderts unterrichtet.

Ein sehr gelehrtes Original war zweifellos Professor Peter Thurwieser, ein Müllerssohn aus Kramsach, der von 1789 bis 1865 lebte. Er war Priester und Lehrer der Theologen geworden und war ein ausgezeichneter Kenner der lateinischen, griechischen, hebräischen, chaldäischen, aramäischen und arabischen Sprache. Seine besondere Vorliebe galt der Meteorologie und dem Bergsteigen. Er war klein

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

von Gestalt, trug stets einen alten, blauen Frack und am Hut ein Edelweißbüscherl. Er hatte viele Spitznamen wie „Gamspeter", „Wetterfrosch" oder „Salzburger Laubfrosch". Denn er trug bei seinen vielen Bergtouren stets ein unförmiges Gerät zum Höhenmessen am Rücken, ebenso ein langes Thermometer. Er war Erstbesteiger des Dachsteins, des Ankogels, des Wiesbachhorns, 1838 des Ortlers und vieler weniger bekannter Gipfel. Eine der Ortlerspitzen heißt nach ihm „Thurwieserspitze". Übrigens bestieg er auch den Ortler in der damaligen Priesterkleidung, mit schwarzen Strümpfen und Schnallenschuhen. So nebenbei ging er 480mal auf den Gaisberg. Bei seinen Klettereien ließ er stets seinen blauen Frack am Fuß der Wand liegen. Als Proviant hatte er Dörrzwetschken, Käse und etwas Branntwein bei sich. Mantel und Decke lehnte er ab und übernachtete in den kalten Bergnächten in seinem blauen Frack. Aber als Schutz gegen zu starke Sonnenbestrahlung zog er einen grünen Schleier über das Gesicht. Da er mit Vorliebe auf den Gipfeln Knallfrösche und selbstverfertigte Feuerwerkskörper abbrannte, verbreitete er viel Schrecken unter den Almleuten, die damals den Anblick von Bergsteigern noch nicht gewohnt waren.

Seine Begeisterungsfähigkeit war so groß, daß er zum Entsetzen seiner Freunde beim Anblick des adriatischen Meeres vom Lido ins Wasser sprang. 1836 wurde er Kustos der Kollegienkirche. Da kam es öfters zu Reibereien. Der Rektor wünschte vier Kerzen für sich, wenn er dort Messe las. Thurwieser genehmigte nur zwei. Der Streit ging bis zur Studienhofkommission nach Wien. Mit seinem Freund, dem Mathematiker Professor Stampfer, wollte er die Kollegienkirchenuhr zu einer „Normal-Uhr" bringen, was nie gelang; so nannte man in Salzburg einen Menschen, der nie pünktlich kam, eine „Collegieuhr". Täglich stieg er auf den Turm hinauf, um sie aufzuziehen und nebstbei die „Betglocke" zur Mittagszeit zu läuten. Stimmte die Uhr wieder nicht, ließ er ungeniert seinen Verdruß an der Betglocke aus, so daß man an der Dauer des Geläutes auf den Tageshumor des Kustos schließen konnte. Die „Grünweiber", wie sie damals genannt wurden, konnten einiges über seinen Humor erzählen! Denn wagten sie es, ihre Körbe und Karren auf den Stufen der Kirche abzustellen — Wehe ihnen! Mitunter warf er die Körbe eigenhändig auf die Straße hinunter. An seinem Sekundiztag (Messe zum goldenen Priesterjubiläum) verlas man darüber eine Ballade, die hier gekürzt wiedergegeben wird:

„Da saß auf seinem Turme hoch
Der Kirchen-Custos oben,
Wenn auch vertieft, so hört er doch
Der Weiber wildes Toben.

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

Gerade vor die Kirche hin,
Erdäpfel, gelbe Rüben,
Mehlsäcke, schlechtes Mehl darin,
Krautköpfe hüben und drüben.

Und wie der Blitz fuhr er herab
Und steuerte dem wüsten Wesen,
Geheul, Geheul wie aus dem Grab,
Fuhr durch die alten Besen.
Dann wieder saß mit Hochgefühl,
Er auf des Turmes Zinnen."

Auch seine Todesursache war ungewöhnlich; denn als ihm seine Hühner entflohen, die er auf dem Dachboden hielt — er wohnte im Imhofstöckl am Mozartplatz —, jagte ihnen der 76jährige auf den Dächern nach und stürzte; wobei sich sein Leibschaden so verschlimmerte, daß er acht Tage später starb.

Ein anderer Bergfex war der Berggeist vom Untersberg, der 1898 auch als 76jähriger starb. Er kam im Turmzimmer des Rochus-Lazaretts in Maxglan auf die Welt. Von dort ging der Ausblick anders als jetzt ungehindert über die Moorlandschaft auf den Untersberg. Abseits des Weges bestieg er ihn jede Woche. Er war sehr klein von Gestalt, hatte einen langen weißen Bart und ein verrunzeltes Gesicht. Dazu trug er eine kapuzenartige Kopfbedeckung. Um den Eindruck eines Untersbergzwerges noch zu verstärken, tauchte er am Berg immer plötzlich auf, um wie in den Sagen gleich wieder zu verschwinden. Damit erklärt sich sein Vulgoname „Berggeist vom Untersberg". Bei alpinen Festzügen wurde er immer geholt, um als Gnomenfürst in Erscheinung zu treten.

Ein ehemaliger Bergführer, der „Damische Hansl", gestorben 1887, konnte auch im Alter das Kraxeln nicht lassen und kletterte ständig in den Kapuzinerberg- und Mönchsbergwänden herum. Dabei stürzte er einmal beim Klausentor ab, fiel auf ein Vordach und von dort auf die Straße, ohne sich zu verletzen. Seine „infame" Grobheit, wie es über ihn heißt, und seine „Schlag"fertigkeit brachten ihn — der sich durch Alpenblumenverkauf durchbrachte — ständig in Konflikt mit der Polizei. Ein anderer schlagbereiter Grobian war der „Busenjohann" *(Abb. 9)*.

Offenbar von einer Faschingsveranstaltung stammt ein Bild der Tochter des „Vaters der Landeskunde" Franz Valentin Zillner, Fräulein Anna Zillner, die keine Schönheit, aber ein stadtbekanntes Original fröhlicher Art war. Sie war lange als Klavierlehrerin in Salzburg tätig. Das Kostüm zeigt sie in einheimischer Tracht mit betont beschädigtem Regenschirm *(Abb. 10)*.

Wer nicht mehr in den ersten Lenzen ist, kann sich sicher noch an

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

viele dieser Typen vom Anfang dieses Jahrhunderts erinnern. So an zwei Straßenkehrerinnen, beide von ungewöhnlicher Häßlichkeit. Die eine kehrte noch während des Ersten Weltkriegs, die andere, als „Besen-Nani" bekannt, bis zum Zweiten Weltkrieg. Es gibt kein Foto von ihnen. Die Ältere war von einem so hexenhaften Aussehen, daß sie nicht einmal von den Kindern gehänselt wurde, da sie furchterregend wirkte. Die große, dürre Gestalt tauchte meist im Kaiviertel besenbewaffnet auf. Da ihre weißen, offenbar vom Star befallenen Augen stark auseinanderschauten, fixierte sie mit ihrem Blick nichts und niemand. Dazu hatte sie eine schiefe, dünne Nase und einen ebenso schiefen, verzerrten Mund, in dem noch drei spitze lange Zähne saßen. Zu einer langen Jacke mit Glockenschößeln, die vielleicht noch aus dem 18. Jahrhundert stammte, trug sie einen unbeschreiblichen, federgeschmückten Hut, der ihr auch noch das Aussehen einer verwitterten Vogelscheuche verlieh. Warum gibt es jetzt keine so häßlichen Menschen mehr? Auch die Tochter des Malers Mayburger, die mit 91 Jahren im Mai 1942 starb, gehörte zu den außergewöhnlichen Erscheinungen des Salzburger Straßenbildes.

Warum gibt es keine Nachfolger von Gestalten wie dem „Latschen-Rüepl", den die älteren unter uns alle kannten? Sein alter Filzhut war stets rundherum mit Alpenblumen und Latschenzweigerln besteckt. Auch schleppte er immer Latschenzweige herum. Überall nur als „Latschen-Rüepei" bekannt, erfuhr ich seinen wirklichen Namen erst von Kuno Brandauer. Hatten doch die Ämter ihre liebe Not mit ihm, wenn dieser einfältige Rupert Signitzer, aus Puch stammend, wieder einmal heimlich über die Grenze spazierte, dort Schulden machte und dann per Schub nach Salzburg zurückgebracht wurde, wo dann die Landesregierung alle Kosten zu begleichen hatte. Aber wenn er durch die Gassen torkelte, freuten sich Scharen von Gassenjungen und die Fremden *(Abb. 11)*.

Auffallende Erscheinungen waren die ältlichen Schwestern, die „Contesse Ferrari d'Occhieppo", die im Andräviertel wohnten. Stets waren sie schwarz und ganz gleich gekleidet. Am Kopf trugen sie stets die gleichen großen schwarzen Hüte, die vorne aufgeschlagen waren. Zwei lange, schräggesteckte Kielfedern zeigten auf die gleiche Seite. Eine war groß, die andere klein. Kein Mensch sah sie je allein gehen. Mein Vater grüßte sie immer respektvoll, und sie dankten vollkommen gleichzeitig, sehr würdevoll. In ihrer Jugend waren sie einmal in Paris gewesen, hatten dort diese Hüte und Jackenkleider gesehen und behielten nun diese Mode als „dernier cri" ein Leben lang bei.

Als letzter soll einer Bankierstochter gedacht werden, deren Vater am Rathausplatz jene Bank besaß, wo sich heute die Länderbank befindet. Ihre Großmutter war Genoveva Berchthold von Sonnenburg, verheiratet mit Georg Oberfrinniger, Privatier und Besitzer des Land-

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

sitzes zwischen Nonntaler Schule und Sportplatz, zu dem heute noch die alte Allee führt. Ihm gehörte auch das Haus, in dem sich jetzt die Hofapotheke befindet. Tante Paulas drei Geschwister waren elegante Erscheinungen und hatten so wie sie sehr feine Gesichtszüge. Ein Bruder starb 1887 im Schneesturm auf dem Hochkönig als frühes Opfer des Alpinismus in Salzburg. Wegen seiner „Bergkraxeleien" galt er als schrullig. Ein anderer Bruder war Major und wurde im Ersten Weltkrieg bei der Gefangennahme durch die Russen mit Gewehrkolben erschlagen. Seine Lieblingsbeschäftigung war Sticken. Eine sehr schöne Schwester heiratete einen Rittmeister, alle starben kinderlos, so daß auch diese Alt-Salzburger Familie ausstarb.

Die auffallendste war Paula, die jüngste der Geschwister, die Enkelin meines Urgroßvaters aus erster Ehe. Somit kann ich vom Schrecken der Familie erzählen, ihr zu begegnen. Wegen ihrer komischen Gewandung wurde ihr tunlichst ausgewichen. Mit dem Ruf: „Die Paula kommt", wurde ich schon als Kind schleunigst in ein Durchhaus hineingerissen. Wo aber ein Zusammentreffen unvermeidlich war, staunte ich sie sprachlos an; denn ihre ganze Erscheinung lag außerhalb der Zeit, sie hatte etwas von einer „korrumpierten" Festlichkeit an sich. Ihr Hut war mit Schleierdrapierungen, Federn, Blumensträußchen und Agraffen geziert. Ihre meist sandfarbigen Kleider waren an den ungewöhnlichsten Stellen mit Spitzen überreich garniert. Stets trug sie lange Tüllhandschuhe, deren Fingerspitzen aber abgeschnitten waren. Es war aber jeder Fingerling für sich mit Tüllrüschen eingefaßt. Die Reinlichkeit der Finger war höchst suspekt — das wegen ihrer extremen Wasserscheu. Schon ihr Sonnenschirm zog alle Blicke auf sich. Er wurde von Spitzeninkrustierungen überwallt, trug eine große Masche und hatte einen Vogelkopfgriff. Das durch sie gefilterte Sonnenlicht warf tanzende Licht- und Schattenmuster auf ihre zarte, vor Bestrahlung ängstlich geschützte Gesichtshaut. Da sie an beiden großen Zehen Gichtknoten hatte, waren ihre maschengeschmückten Schuhe über den Beulen kreisrund ausgeschnitten, was ihr bestimmt ein Schuhdrücken ersparte, aber reichlich ungewöhnlich aussah. Um so mehr, als sie gerne viele Ketten mit falschen Perlen trug. Sie lebte im Asyl in der Riedenburg und malte Lesezeichen auf schmale Kartonstreifen, dies aber mit großer malerischer und graphischer Begabung. Dabei blieb das Motiv, fliegende schwarze Rabenschwärme, immer gleich. Ihre oberflächlichen Fragen und ihr altmodischer Gesellschaftston paßten vorzüglich zum verwelkten Spitzengekräusel ihrer Gewandung. Sie starb vor etwa vierzig Jahren als vielleicht letzte Erscheinung eines längst vergangenen Frauentyps.

Bei der besprochenen kleinen Anzahl von Typen zeigt sich bei allen als gleiches Merkmal die Absonderlichkeit der Hüte. Wie eine feuchte Mauer Ausblühungen zeigt, schien hier die Andersartigkeit des Denkens und Fühlens auf den Kopfbedeckungen in abstrusen Formen

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

auszutreiben, in überladenem Schmuck bei den Frauen, bei den Männern aber in eigenwillig verkniffenen alten Filzdeckeln, von denen sie sich nicht trennen konnten. Auch die Hellbrunner Figur des „Narren" trägt — obwohl sonst unbekleidet — ein sonderbares Hütchen auf dem Kopf *(Abb. 1)*. Vielleicht auch darum der Spruch: „Jedem Lappen gefällt seine Kappen!"

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

Quellen und Literatur

Ungedruckte Quellen:

Landesarchiv Salzburg: Anstalt zur besseren Versorgung der mit konvulsivischen Krankheiten behafteten Menschen oder sogenannten Kretinen, Halbkretinen und Blöden (Churfürstl. Regierung R XI / G 105 und H 112).

Konsistorialarchiv Salzburg: Erlässe über Irrenanstalten und Kretinismus, Akten 22/84.

Salzburger Museum C. A.: Johann Baptist Egger, Jugenderinnerungen, Manuskript im Museum C. A., Hs. 2274.

Gedruckte Quellen und Literatur:

Breitinger Friedrich, Alt-Salzburger Fexen, in: Demokratisches Volksblatt vom 31. 12. 1948.

Eder Josef, Einige stadtbekannte Originale aus dem vorigen Jahrhundert, in: Salzburger Volksblatt vom 5. 1. 1928.

Felner Josef, Die politische und amtliche Verfassung der Pfleggerichte Werfen, Mittersill und Saalfelden am Ende des 18. Jahrhunderts. Armen- und Krankenpflege, in: MGSLK 68, 1928, S. 88 f.

Greinz Christian, Das soziale Wirken der katholischen Kirche in der Erzdiözese Salzburg, Salzburg 1898.

Hübner Lorenz, Beschreibung der Residenzstadt Salzburg, Salzburg 1794.

Lahnsteiner Josef, Unterpinzgau. Zell am See, Taxenbach, Rauris. Hollersbach 1960.

Mezger Josef, Franz und Paul, Historia Salisburgensis, Salzburg 1692.

Martin Franz, Das Leprosenhaus in Mülln, in: Die Heimat, Beilage zur Salzburger Chronik, vom 24. 11. 1918.

Martin Franz, Salzburgs Fürsten in der Barockzeit, 3. Aufl., Salzburg 1966.

Maffei—Rösch, Neue Untersuchungen über den Kretinismus, 2 Bände, Erlangen 1844.

Mozart, Briefe und Aufzeichnungen, hg. von Wilhelm A. *Bauer* und Otto Erich *Deutsch,* Band 3, Kassel 1963.

Österreichische Kunsttopographie XI, Die Denkmale des Gerichtsbezirkes Salzburg, hg. von Paul *Buberl,* Wien 1916.

Pezolt Ludwig, Der Schütthof in der Gönikau, in MGSLK 32, 1892, S. 1—16.

Schöpf J. A., Peter Karl Thurwieser, Salzburg 1871.

Schweighofer Josef, Bericht über die ersten zehn Jahre des Bestehens der Anstalt, in: Landesheilanstalt für Geistes- und Gemütskranke in Salzburg 1808—1908, Salzburg (1909).

Wallmann Heinrich und *Zillner* Franz Valentin, Kulturhistorische Streifzüge durch Pongau und Lungau, in: MGSLK 3, 1863, S. 145—187.

Zillner Franz Valentin, Über Idiotie, in: Zeitschrift der Gesellschaft der Ärzte in Wien, Neue Folge III, 1850.

Zillner Franz Valentin, Die letzten Jahre des Leprosenhauses, in: Salzburger Zeitung 1862, Nr. 17.

Zillner Franz Valentin, Über die Zahl der Cretins in Salzburg, in: Salzburger Zeitung vom 3. 12. 1864.

Zillner Franz Valentin, Über die größere Häufigkeit von Irrsinnsfällen unter der weiblichen Bevölkerung des Landes Salzburg, in: MGSLK 19, 1879, S. 151—159.

(Anonym), In der Landespflegeanstalt „Konradinum" in Eugendorf, in: Die Heimat, Beilage zur Salzburger Chronik, vom 9. Juni 1918.

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

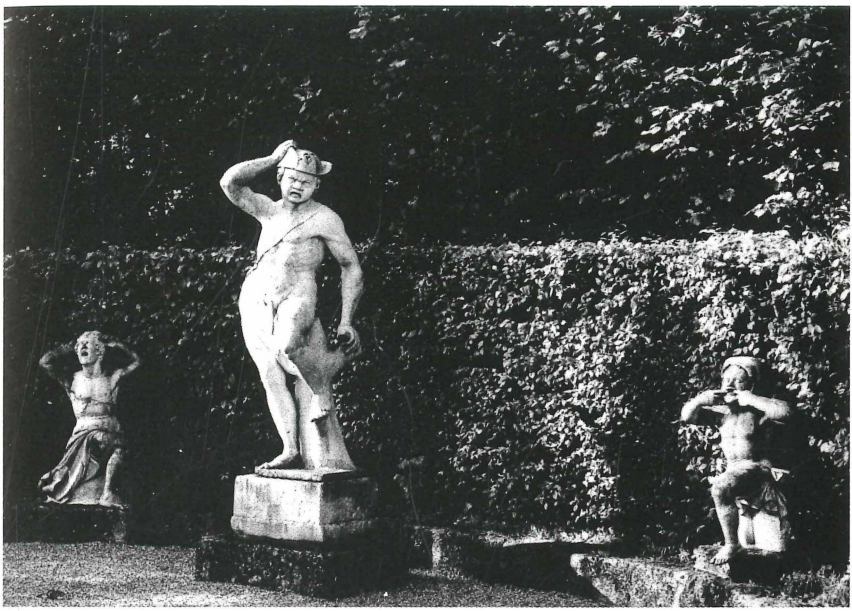


Abb. 1 „Narrengruppe" im Park von Hellbrunn.
(Aufnahme Hofrat Schmiedbauer)

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

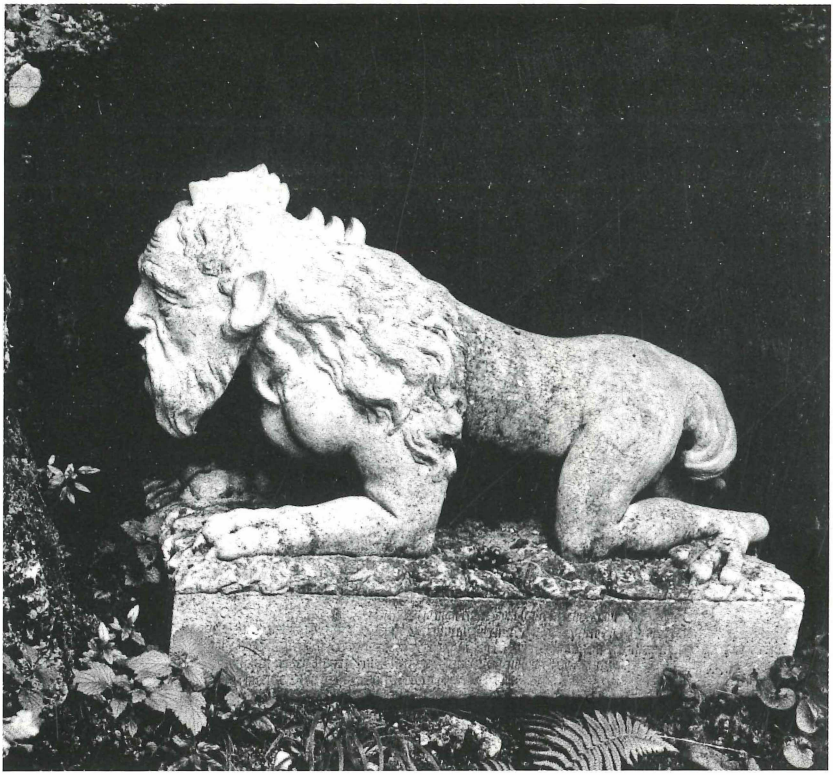


Abb. 2 Der „Forstteufel" im Park von Hellbrunn.
(Aufnahme Hofrat Schmiedbauer)

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

Abb. 3 Der „Federn Barschtl", ein Lungauer Original.
(Aufnahme Hofrat Conrad)

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

Abb. 4 Salzburger Fexen am Beginn des 19. Jahrhunderts.
(Ölbild von Johann Wurzer, Salzburg, Haus der Natur)

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

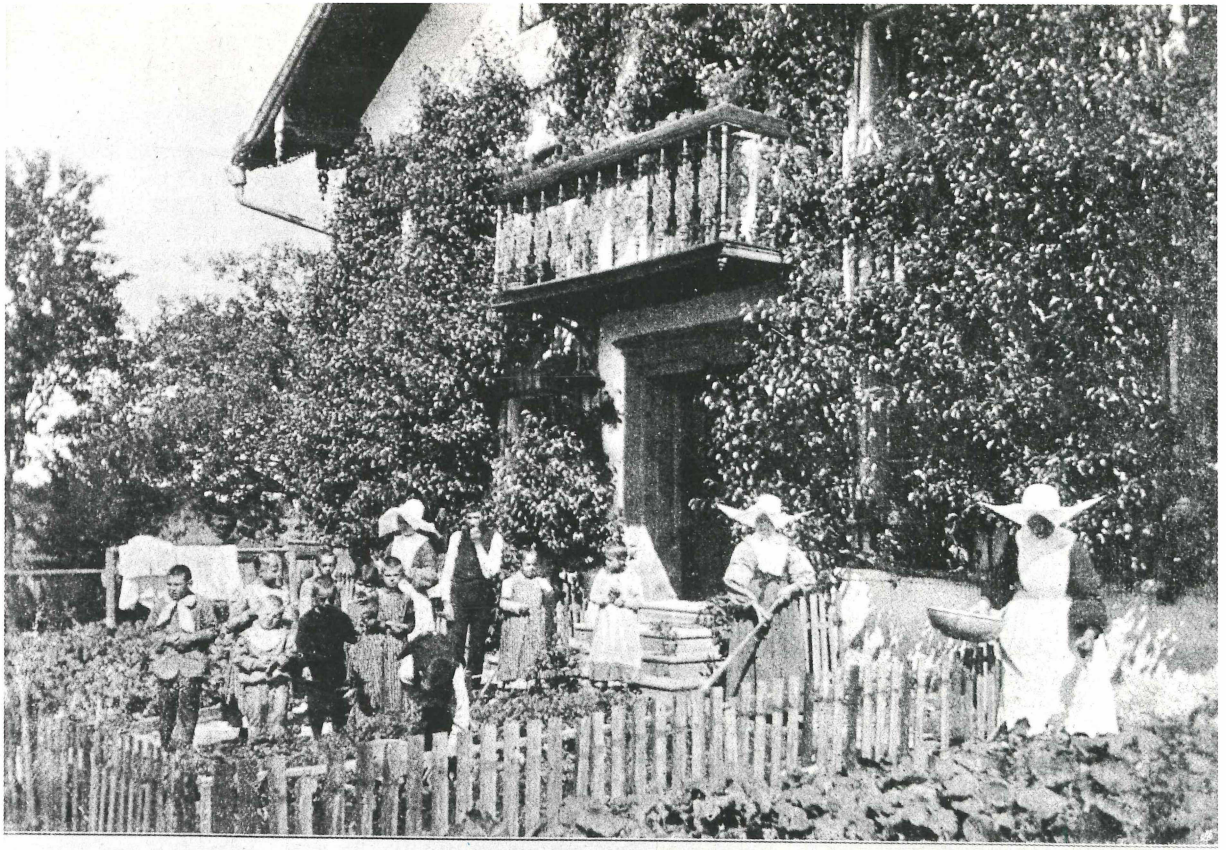
Abb. 5 Der „Moos Thadädl".
(Lithographie im Besitz von Reg.-Rat Kuno Brandauer)

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

Abb. 6 Präparierter Tollhäusler aus dem Leprosenhaus.
(Heute im Haus der Natur)

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

Abb. 7 Dr. Franz Valentin Zillner.
(Lichtbild im Landesarchiv Salzburg)



Landes-Idiotenpflegeanstalt „Konradinum" in Eugendorf.

Abb. 8 Das „Alte Konradinum" in Eugendorf.
(Abbildung in: Die Heimat, Beilage zur Salzburger Chronik, vom 9. Juni 1918)

©Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

©Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

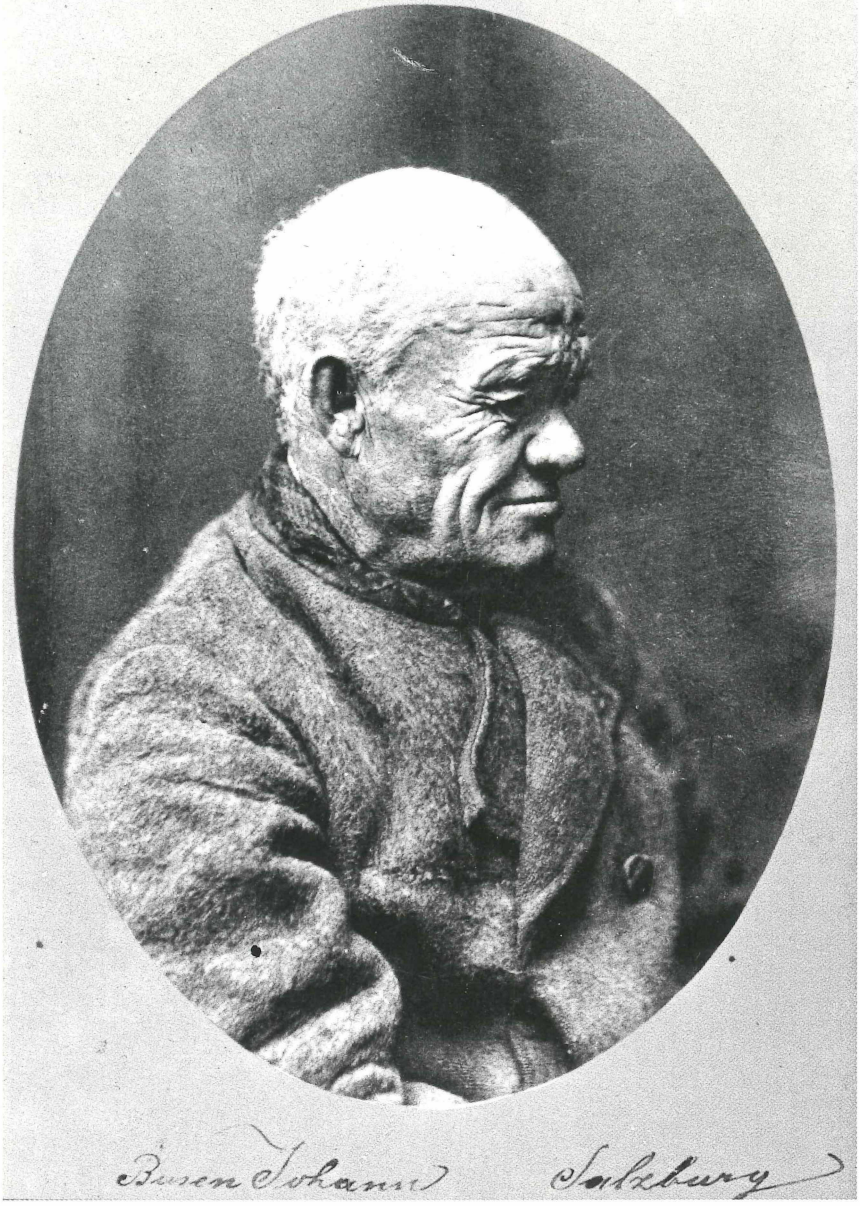


Abb. 9 Der „Busen Johann".
(Lichtbild im Landesarchiv Salzburg)

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

Abb. 10 Fräulein Anna Zillner, Tochter des Dr. Zillner, auf einem Maskenfest.

©Gesellschaft fÜr Salzburger Landeskunde, www.zobodat.at

Abb. 11 Der „Latschen Rüepl".
(Lichtbild im Landesarchiv Salzburg)

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Mitt(h)eilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde

Jahr/Year: 1978

Band/Volume: 118

Autor(en)/Author(s): Watteck Nora

Artikel/Article: Lappen, Fexen und Sonderlinge in Salzburg. 225-256